

Johannes, Schüler von El Arab

1. Die Konkubine des Erzbischofs [1252]
2. Die stumme Sünde [1274]
3. Credo: Johannes' Versuchung [1277]
4. Demudis. Verbotene Früchte [1327]

Stefan Blankertz

Die stumme Sünde

Johannes, Schüler von El Arab 2

Historischer Roman

Stefan Blankertz | 1956 | »Wortmetz« | Lyrik und Politik für Toleranz und gegen Gewalt. | Die *Johannes*-Serie entstand im den Jahren 1999-2005 und wurde für diese Neuausgabe stark überarbeitet.

edition g.
302

Inhalt

Personen	6
Der Dolch	9
Der Schuh	15
Der Rat	43
Der Onyx	61
Die Rüben	83
Der Vater	107
Der Schreiber	133
Das Mahl	151
Der Brief	173
Der Hund	191
Der Großkahn	217
Der Gantzer	237
Die Fackeln	269
Das Fest	279
Das Beil	301
Das Lied	313
Der Heilige	317
Von Köln nach Paris	323
Paris im 13. Jahrhundert	323
Glossar	325

Dieses Buch ist ein Roman. Die Handlung ist, obgleich in einem historischen Umfeld angesiedelt, frei erfunden. Die Darstellung des Verhaltens und des Charakters der historischen Personen im Roman entspricht nicht immer der historischen Überlieferung. Zitate (einschließlich biblischer Zitate) erfolgen sinngemäß, nicht wörtlich.

Die stumme Sünde (2003, eBook 2012). Überarbeitet.

Titel unter Verwendung des Bildes »Trommler und Pfeifer« von Albrecht Dürer (um 1504). Das Bild ist gemeinfrei (The Yorck Project *via* Wikipedia).

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

© 2003, 2018 by Stefan Blankertz, editionpunkt.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7528-2060-7

Personen

Die Kölner

* Albertus (1193-1280), *Magister*
Bruno Hardefust, *Patrizier*
Dideradis, *Äbtissin der Klarissen*
Elisabeth, *Magd bei den Kleingedanks*
Emund von Regensburg,
franziskanischer Prediger
* Engelbert II. von Falkenburg
(1220-1274), *Erzbischof*
Franz Weinhold, *Schöffe*
Hadwig, *Mutter von Johannes*
Heinrich Koelhoff, *Kürschner*
Isfried Hardefust, *Brunos Halbbruder*
Kuno, *Knecht bei den Kleingedanks*
Martin Koelhoff, *Deutzer Bauer,*
älterer Bruder von Heinrich
Mathilde Bechofen,
Gattin von Heinrich Koelhoff
Mechtild, *ein Mädchen*
Paul, *Koch im Dominikanerkloster*
Peter, *Sohn von Sophia*
Rudolph, *Goldschmied*
Sophia Overstolz, *Brunos Gattin*
Vogelo, *Schuster*
Wido, *Abt des Dominikanerklosters*
* Willelmus de Rubruquis (1215-?),
Mönch im Dominikanerkloster

Die Familie der Kleingedanks

Aldevatter, *Großvater von Andreas*
Andreas, *Ratsherr, Angeklagter*
Dietrich, *Großonkel von Andreas*
Friederich, *Bruder von Andreas*
Frieda, *Gattin von Dietrich*
Gerlinde, *Gattin von Gottfried*
Gottfried, *Onkel von Andreas*
Monicka, *Aldevatters dritte Gattin*
Otto, *Vater von Andreas*
Wolfhardt, *Bruder von Andreas,*
Hadwigs Gatte

Die Wanderer

Johannes, *Dominikanermönch*
Gerhard, *Novize*

Die Fahrenleute

Christian der Bonger, *Trommel*
Engyn die Fleuterin, *Flöte,*
Gesang und Wahrsagen
Thers der Pijffer, *Gesang, Pfeifen,*
Akrobatik
Theodora, *Lebenskünstlerin*

Die Bauern von Andenne

Jacoba, *Uugos Mutter*
Loodewijck, *Uugos Vater*
Uugo, *Sohn von Jacoba und*
Loodewijck
nebst zwei weiteren Söhnen
und einer Tochter

Die Laoner

Alexis, *Gräfin*
* Gui III., *Graf*
Marie, *Magd der Gräfin*

Weitere Personen

Agatha, *Benediktinerinnen-Äbtissin*
in Königsdorf
El Arab (1211-1272),
arabischstämmiger Arzt und
Gelehrter, Johannes' Lehrer
Ibrahim, *Averoms Begleiter*
Ingeborg von Dänemark,
Pariser Prostituierte
Margarete, *belgische Wirtin*
Philippe von Soissons, *Graf*
Pierre, *Magister an der Universität*
in Paris

Historische Figuren sind mit einem
* Stern gekennzeichnet.

*Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.*

MATTHÄUS 6,12

*Ich bin nicht gekommen, dass ich die Welt richte,
sondern dass ich die Welt rette.*

JOHANNES 12,47

Der Dolch

*Der Ursprung alles Unvollkommenen
liegt notwendig in einem Vollkommenen.*

THOMAS VON AQUIN

Isfried Hardefust war so frohgemut, dass ihm nie in den Sinn gekommen wäre, dies könnte sein letzter Besuch im Badehaus der Schwalbengasse gewesen sein, den Gott ihm je hatte gewähren wollen.

Seit heute, dem Tage vor dem Fest des heiligen Apostels Matthäus im Jahre des Herrn 1274, nannte er eine Heimlichkeit sein eigen, die sein Geschick zum Besseren wenden sollte. Trotz der Verkleidung hatte er den Verbannten sofort wieder erkannt, den er einst auf einer ansonsten eher langweiligen Handelsreise zufällig getroffen hatte, zu der er von seinem gemeinen Vater gezwungen worden war. Jetzt hatte ihm der Erzbischof versprochen, ihn fürstlich zu belohnen, denn er hatte ihm Mitteilung davon erstattet, dass ein Angehöriger einer der verbannten Familien sich in Köln aufhielt, worauf ja der Tod stand.

Gar hilfreich ist es, dass ich über ein so gutes Gedächtnis verfüge, freute Isfried sich und rieb sich die Hände. Die letzten Nächte hatte er bei seiner Buhle Mathilde verbracht, da deren Mann eine Schuld bei dessen Bruder in Deutz abarbeiten musste. Am Morgen war er auf einem Müßiggang durch die Gassen dem Verbannten zufällig in die Arme gelaufen.

»Nun, welche Überraschung«, hatte er ihn angesprochen, »ist es nicht gefährlich, Euch hier blicken zu lassen, da Ihr doch zu dem Geschlechte der Verbannten gehört?« Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, hatte der Angesprochene kehrt gemacht und war enteilt. Was für ein Feigling!, hatte Isfried noch gedacht.

Die Heimlichkeit hatte er für sich behalten, denn niemand sollte ihm die Belohnung streitig machen, auch seine Buhle nicht. Wie gut das gewesen war! Denn der ehrwürdige Vater und Herr Erzbischof bat ihn, noch niemandem die Anwesenheit des Verbannten zu offenbaren, da er erst zum angemessenen Zeitpunkt von diesem Wissen Gebrauch machen wolle. Ja, nur wenn er sich an diese Abmachung halte, werde die Belohnung ihm zuteil. Nun drängte es ihn jedoch, nach Hause zu gehen und auch der hochverehrten Schwägerin Sophia stolz von dem unmittelbar bevorstehenden Reichtume zu künden, wenn er auch nicht würde sagen dürfen, worauf er sich gründete.

Als Isfried gelabt aus dem Badehaus in der Schwalbengasse trat, sah er, wie die Dämmerung sich bereits über Köln senkte. Isfried hasste die Nacht. Sie flößte ihm Angst ein, mehr als den meisten Anderen, wie es ihm deuchte. Er hatte das Gefühl, gar nicht mehr da zu sein und sich vollkommen aufzulösen.

In den Gassen Kölns befanden sich kaum noch Menschen. Er musste sich sputen, wenn er vor Einbruch der schrecklichen Dunkelheit zu Hause sein wollte, und er beschleunigte seinen Schritt. Hier und da sah er noch einen letzten Hurenbuben gesenkten Hauptes vorbeihuschen, der eine der feilen Dirnen in der Schwalbengasse oder auf dem Berlich besucht und sich verspätet hatte – wie er selber. Bloß dass er aufrecht ging in Erwartung seines zukünftigen Glanzes. Isfrieds Brustkorb hob sich für einen schweren Atemzug, aber nicht frische Abendluft, sondern säuerlicher Gestank drang in seine Lungen. Die Unreinheit ist hier wohl zu riechen, dachte Isfried und senkte nun doch sein Haupt, weil er selber gezwungen war, dieserorts sich zu vergnügen, anstatt, wie es ihm als stolzen Hardefust gebührt hätte, Weib und Kind sein eigen zu nennen.

An der Ecke zur Langgasse gesellte sich ihm unvermittelt ein großer und hagerer Mann bei, der in aufwändiges scharlachrotes Tuch gehüllt war. Auch seine guten Schuhe mit den langen Spitzen wiesen den Mann als einen Vornehmen aus. Isfried erschrak, als er sah, dass der Mann kein Gesicht zu haben schien, da er es in einer dunklen Kapuze verbarg.

»So folgt mir!«, befahl ihm der Mann gedämpft. Als er die

vertraut klingende, tiefe Stimme hörte, entspannte sich Isfried trotz jener unheildräuenden Erscheinung. Es war ja Andreas Kleingedank, ein Ratsherr, berüchtigt für eine außergewöhnliche Kleidung und der liebste Freund am Busen seines Halbbruders Bruno. Isfried konnte Andreas wegen dessen Überheblichkeit ihm gegenüber nicht ausstehen, war in dem Falle aber froh, dass er es war und nicht ein Räuber.

»Wie beliebt es Euch, zu mir zu sprechen, durchlauchter Herr Andreas?«, sagte Isfried und stieß erleichtert seinen Atem aus. Der rechte Arm des scharlachroten Mannes steckte in einer Stofffalte. Nun holte er seine verborgene rechte Hand michel ruhig hervor und offenbarte einen Dolch.

»Folgt mir!«, wiederholte der Mann. »Ihr habt auch keine andere Wahl.«

Oh doch, dachte Isfried, als er begriff, dass dies wahrlich ein Angriff war, ob es bei dem Gegenüber sich nun um Andreas handelte oder nicht. Er machte einen Satz in die Kupfergasse, wo er einen Mann erspäht hatte, der gerade in einem Hauseingang verschwinden wollte. Isfried schrie laut, so dass der Mann sowie einige weitere Neugierige aus den umliegenden Häusern auf die Gasse stürzten, um ihm zu Hilfe zu eilen.

»Was ist los, guter Mann?«, wurde Isfried gefragt. »Warum macht Ihr so ein Getös?«

»Jemand ist hinter mir her«, keuchte Isfried. »Man will mich meucheln!«

Er schaute sich ebenso wie die Anderen um, doch niemand war ihm gefolgt. Kein scharlachroter Bube weit und breit zu sehen.

»Ein Narrenesel«, hörte Isfried jemanden sagen. »Es war wohl nur der Wind.«

Die Leute kehrten in ihre Häuser zurück. Isfried war unschlüssig, ob er rennen oder langsam und umsichtig weitergehen sollte. Ein Stück lief er, bis zur Ecke der Svardinsgasse, in die er rechts einbog. Nun hielt er inne und lauschte. Er vernahm ein schlurfendes Geräusch hinter sich und fuhr herum. Doch es war bloß ein Bettler, der sich mühsam auf den Weg Richtung Stadtmauer machte, wo er vermutlich in einer der

Nischen sein Unterkommen gefunden hatte. Der Bettler trug ein Bündel; im fahlen Mondschein meinte Isfried, es als eine braune Barfüßerkutte zu erkennen. Sicher ein verschlissenes Teil, das ihm von den minderen Brüdern aus Barmherzigkeit gegeben worden war, damit er sich für die Nacht zudecken kann, dachte Isfried.

Warum sollte der Freund des Halbbruders mich bedrohen?, grübelte er. Er versuchte, sich so weit zu beruhigen, dass er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte. Falls es sich bei dem scharlachroten Mann um den Ratsherrn Andreas Kleingedank gehandelt haben sollte, konnte es nicht anders sein, als dass auch sein eigener Halbbruder Bruno in den Angriff auf ihn verwickelt war! Isfried packte das blanke Grauen. Schließlich lebte er bei ihm und seiner Gattin Sophia, die er heimlich vergottete. Dann wäre es wahrlich gar nicht ratsam, in Brunos Haus zurückzukehren. Gleich darauf verwarf Isfried die Vorstellung, Bruno könne ihm nach dem Leben trachten. Sophia würde das niemals zulassen! Und sie war es, die alle wichtigen Entscheidungen traf, überlegte Isfried und beschloss, dem Halbbruder und vor allem dessen Weibe zu vertrauen. Sollte er seinen üblichen Weg über die Glockengasse und die Brückenstraße zurück nehmen? Er wählte den Weg an den Minoriten. Die Mauer des Klosters der Barfüßer zog sich lang hin und wirkte bedrohlich auf ihn. Er hegte die größte Angst, sie in der Dämmerung zu passieren. Doch glaubte Isfried sich hier der Vorsehung des Höchsten näher. Da er umsichtig an der Mauer entlangschlich – immer wieder wandte er sich um für den Fall, dass er verfolgt wurde –, kamen ihm unterdessen seine vielen Sünden in den Sinn und er war sich nicht mehr so sicher, ob Gott die Hand würde schützend über ihn halten.

Am Steynweg angelangt, schlug Isfried ein Kreuz und bedankte sich beim Herrn. Der Steynweg war breiter und hier trieb sich noch einiges Gesindel herum. Im ersten Augenblick beruhigte ihn das. Er fühlte sich nicht mehr allein und hilflos. Dann begann Isfried allerdings, sich vor jedem zu fürchten, dem er begegnete. Blitzte nur ein Fetzen roten Stoffes auf, so dünkte ihm, ein Dolch werde ihm ins Herz gerammt. Er fasste

sich an die Stelle, wo er den Stoß gefühlt hatte, aber er blutete nicht. Er kniff sich ins Bein. Zweifellos war er am Leben. Wer wollte es ihm nehmen? Der Ratsherr Andreas? Oder hatten ihn seine Sinne getäuscht? Isfried fühlte sich nicht in der Lage, beides zugleich zu tun, nämlich diese Frage zu ergründen und sich behutsam weiter fort zu bewegen. Er verschob es auf später, darüber nachzudenken, wer ihn bedroht hatte. Wohlbehalten gelangte er an die Ecke zur Oben Marspforten und wusste nun, dass er gleich Brunos Haus erreicht haben würde. Die Oben Marspforten freilich war eng und düster.

Isfried beschloss, das letzte Stück zu rennen. Dann würde er sogleich zu Hause sein und überdies die Angst nicht spüren. Morgen würde er die Belohnung erhalten. Isfried freute sich an dem Gedanken. Gottes Fügung meinte es gut mit ihm. Wenn ich mich dann später an den scharlachroten Mann erinnere, werde ich wissen, dass dies nur eine kleine Prüfung durch den Herrn war, ging es Isfried durch den Kopf. Es drang kaum in seine Gewahrheit, dass der scharlachrote Mann offensichtlich schneller als er gewesen war, hinter einem Mauervorsprung hervortrat und diesmal nicht zögerte, ihm den Dolch direkt dorthin zu rammen, wo Isfried vordem es bereits zu fühlen vermeint hatte.

Der Schuh

Alles Unvollendete strebt zur Vollendung.

THOMAS VON AQUIN

Ich zitterte ein wenig, als ich hinter den sich leicht von einem Windhauch bewegten Vorhang schlüpfte, weil Ingeborg es mir nämlich diesmal verboten hatte. Sonst ließ sie mich zusehen, nachdem sie festgestellt hatte, dass ich solcherart mehr Freude empfand als daran, es selbst zu tun. Wir verheimlichten es in einer Art unausgesprochenem Einverständnis meinem Lehrmeister, dem sarazenischen Gelehrten Averom, in dessen Obhut ich mich seit nunmehr sieben Jahren befand und mit dem ich seit zwei Jahren in Paris an der Universität weilte. Meister Arab, wie ich ihn zärtlich nannte, war Ingeborg zugetan und bezahlte sie dafür, mich in anderer Hinsicht zu unterrichten. Dass Ingeborg aus dem fernen Königreich Dänemark in den kalten Landen herkam, deutete schon ihr Name an, doch ihre fast durchsichtige Haut, ihre hellblauen Augen und ihr silbern schimmerndes, feines Haar machten es zur Gewissheit. Sie stammte aus gutem Hause und war entlaufen, als ihr Vater sie mit einem Grafen zu vermählen beabsichtigte, den sie als vertrocknet, grob und einfältig beschrieb. Fortan führte sie ein wildes Leben im Gefolge von Fahrensleuten und Burgsängern. In Luik, wo sie einige Zeit verbrachte, bevor sie, als sie ungefähr fünfundzwanzig Jahre zählte, nach Paris kam, entdeckte sie die Berufung zu dem Gewerbe, dem sie von da an nachging. Sie war größer als viele der Männer in Paris, ausgenommen die nordischen Studenten, und ihre Schönheit wäre vollendet gewesen, wären ihre Brüste ein wenig bescheidener und ihre Hüften etwas unbescheidener gewesen.

Ingeborg ging ihrem Geschäft in einem ehemaligen Heuspeicher auf der Rue du Fouarre nach. Jener Heuspeicher war

zum Schulraum der Artistenfakultät hergerichtet worden, um Studenten des ganzen Erdkreises in die Sieben Freien Künste der Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie einzuführen. Man meinte, in dem Raume noch das süße Heu zu riechen, obgleich der herbe Duft harzigen Holzes, aus dem die erst jüngst aufgestellten Bänke waren, überwog.

Die großen Magister Siger von Brabant und Roger Bacon hatten hier schon gelehrt, noch bevor es die Bänke gab und die Studenten statt dessen im Heu saßen, um ihren überaus weisen Worten zu lauschten. Später polterte ein anderer bedeutender Pariser Magister, Bruder Thomas v. Aquin, vor uns Studenten: »Mein Widersacher Siger betreibt die Lehre im Verborgenen, anstatt sich wie üblich der klösterlichen Einrichtungen zu bedienen.« Meister Arab, der Bruder Thomas fast mehr noch als Magister Siger schätzte, verübelte ihm das, vor allem, weil er gewünscht hätte, die beiden Scholastiker Thomas und Siger würden sich verbünden gegen den unheilvollen Einfluss der Minoriten, die das Studium der Schriften des Aristoteles zu verbieten trachteten.

Indessen nun Siger und die anderen Magister am Tage den Schmach der Studenten nach Wahrheit stillten, befriedigten Ingeborg und ihre Freundinnen des Nachts denjenigen nach Fleischeslust. Zu selbigem Zwecke unterteilten sie den Raum mit leichten Vorhängen. Ingeborg war unter den gebildeteren Studenten beliebt, denn sie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, den letzten Disputationen des Tages beizuwohnen, um auch ein paar Worte mit ihren Gästen wechseln zu können. Mehr noch jedoch, so nehme ich an, lag ihre Beliebtheit daran, dass Meister Arab sie in morgenländischer Minnekunst unterwiesen hatte. Alldieweil sich die meisten Studenten gierig auf die Weiber warfen und einem Wettlauf gleich zum Ziele strebten, wusste es Ingeborg besser als diejenigen ihrer Freundinnen, die es mit sich geschehen ließen, weil sie derart in der Lage waren, mehr Kundschaft zu bedienen. Meister Arab aber lehrte, dass die »unverzügliche Wollust«, wie er es nannte, nicht bloß die wahre Freude unterbinde, sondern so-

wohl beim Manne als auch beim Weibe zu der schweren und bisweilen sogar tödlich verlaufenden Krankheit führe, die »Edica« genannt wird. So zündete Ingeborg ihre Besucher zuvor mit liebreizenden Worten und schmeichelhaften Zärtlichkeiten sorgfältig an und kannte die angemessene Stellung für jedermann. Ingeborg hütete das Heimliche, wie sie die über-eiligen Buben zügeln konnte, und weil das deren Labsal nur erhöhte, nahm sie auf das Ganze gesehen viel mehr ein als ihre schnellen Freundinnen.

Ich tue dies dar, da ich nicht will, dass man das Erstaunen und Erschauern über das, was ich an jenem Tage mitansehen musste, einer übergroßen Empfindsamkeit oder mangelnder Kenntnis fleischlicher Dinge zuschreibt. Ingeborg begrüßte nun also einen hageren und bärtigen Studenten, der um einige Jahre älter war als ich. Er war groß und muskulös und trug ein gutes teures Gewand in blauer Farbe über seinem gelben Hemd, Schuhe mit einer michel langen Spitze sowie eine rote Mütze auf dem Kopf. Mitten in seinem einfältigen Gesicht befand sich eine lächerlich kleine Stupsnase, als sei sie dort nur zu Besuch. Ich kannte ihn nicht und nahm an, er habe vielleicht bereits das Studium der Theologia aufgenommen. Er machte einen so wohlhabenden Eindruck, dass ich vermutete, er müsse sich nicht wie ich seinen Unterhalt durchs Kopieren von Büchern verdienen – alldieweil ich mich darüber nicht beklagen sollte, denn dergestalt genoss ich den Vorzug, wohl mehr Bücher als alle anderen zu Gesicht zu bekommen. Ingeborg schien der Gast anders als mir schon vertraut zu sein.

»Mein von Gottes Fügung so schwer gebeuteltes Freund«, begrüßte sie ihn auf Diutisch, denn die Studenten kamen aus aller Herren Länder und nicht jeder lernte wie ich die Landessprache gut, so dass Ingeborg sich anheischig machte, zu ihnen zu sprechen in der Weise, wo sie also herkamen. Sie umarmte ihn kurz und drückte ihm einen Kuss auf die Wange, jedoch nicht in der Art einer Buhlerin, sondern in der einer liebenden Mutter. Der Student dagegen blieb stumm. Nur die geweiteten wässrigen Augen wanderten unschlüssig hin und her.

»Bei mir«, sagte Ingeborg und blickte ihn dabei fest an,

»müsst Ihr Euch nicht schämen. Für nichts. Nicht einmal der gütige Vater im Himmel schaut Euch hier zu.«

»Gott fürchte ich nicht so sehr«, flüsterte der Student mit dunkler Stimme und wandte seinen Kopf ab, wohl um ihrem Blick zu entgehen, »denn ich weiß, er ist barmherzig.« Offensichtlich wusste er dagegen nicht, wohin mit seinen Händen, die er fahrig mal vor dem Bauch faltete, mal die Arme seitlich hängen ließ oder gar auf den Rücken legte und sich dabei vorbeugte wie ein alter Mann.

»Wer also sitzt Euch im Nacken?«, fragte Ingeborg und strich, um ihren Gast zu beruhigen, vorsichtig über seinen Hals. Mit einem leichten Druck ihrer Hände brachte sie ihn dazu, sich auf die Bank zu setzen, und nahm dicht neben ihm Platz.

»Wenn ich seinen Namen nenne, wird das die ganze Sache verderben«, weinte der Student, um dann in einer heftigen Gebärde die Arme nach oben zu reißen, fast als wolle er Ingeborg schlagen. »Und du bekämest dann auch nichts.«

Ingeborg aber war geübt und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Wenn Ihr es nicht sagt«, beharrte sie, ohne ihn aus dem Blick zu entlassen, »werdet Ihr auch keine Freude empfinden können. Denn Lust und Angst verhalten sich so gegensätzlich zueinander wie Himmel und Hölle.«

»Pah«, machte der Student verächtlich, zog den Mund schief und schloss seine Lider, »was braucht es eine Hölle, wenn man solch einen elenden Schlappschwanz wie Richard zum Vater hat!«

»Aha!«, rief Ingeborg aus. Sie vollführte eine ausladende Bewegung mit den Ellbogen und Händen. »Da haben wir es. Euer Vater, wo hält er sich nun auf?«

»Wo wohl?« erwiderte der Student ungehalten, wobei er die Augen endlich wieder öffnete. »In Regensburg!«

»Das nun ist so weit«, beruhigte ihn Ingeborg gütig, »dass nicht einmal ich diese Stadt kenne.«

»Wenn meine stolze Mutter es sehen könnte ...«, heulte der Student und wischte sich übers benetzte Antlitz. »Ich schäme mich so.«

»Wenn es sie nicht gäbe, könntest du dich auch nicht erfreuen, denn dann wärst du nicht da«, sagte Ingeborg zärtlich.

Der Student wurde darob wieder roh und lief zornrot an. »Dieses ganze Geschwätz«, wütete er, »von: >Du sollst Vater und Mutter ehren< widert mich an! Mir ist zum Erbrechen! Der Magen dreht sich mir um! Ich möchte mich entleeren auf diesem Pack!«

Nun war es Ingeborg, die nichts sagte. Ich dachte schon, sie gebe auf und würde ihren Gast entlassen, ohne dass etwas geschehen sei. Doch dann beobachtete ich, wie sie sich einen Schuh vom Fuße zog und ihm diesen reichte. Ich verstand die Geste nicht und konnte mir keinen Reim auf sie machen.

Der Student nahm den dargebotenen Schuh mit der linken Hand entgegen, alldieweil er sich mit der rechten Hand entblößte. Dann holte er seinen erstarkten Lyedemyt hervor und benutzte dann den Schuh, als wäre er ein weibliches Vogelhuß. Seine Stöße wurden immer heftiger und schneller, ganz so, als vollzöge er einen normalen Akt der Unkeuschheit, bis er sich in den Schuh von Ingeborg ergoss. Dabei gab er jedoch keinen einzigen Laut von sich. Ingeborg schaute ihm mitfühlend zu. Unterdessen hielt ich, erstarrt, den Atem an und konnte nicht fassen, was ich da sah.

Alsdann richtete sich der Student wieder auf, brachte seine Kleider in Ordnung und schnippte Ingeborg drei Deniers hin, einen mehr, als sie verlangte. Hastig verließ er den Ort.

Ingeborg steckte die Münzen ein, trocknete ihren Schuh, seufzte und sagte zu sich: »Oh, was ist er nicht für ein armer Götzenjäckel!«

Darum also hatte sie mir dieses Mal das Spähen untersagt – um meiner zarten Seele diesen absonderlichen Anblick zu ersparen! Ich wartete, bis Ingeborg ging, um ihren nächsten Gast zu begrüßen, bevor ich wie betäubt hinter dem Vorhang hervorzukommen wagte und mich auf den Weg dorthin machte, wo Meister Arab, sein treuer Begleiter Ibrahim und ich unsere Bleibe hatten: auf der Petit-Pont, der Brücke, die das linke Seineufer mit der Île de la Cité verbindet, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Hôtel-Dieu, einem Krankenhaus, in dem

Meister Arab ob seiner alles überragenden sarazenischen Heilkunst oft als Physikus aushalf. Ein Stückchen weiter legten Steinmetze letzte Hand an die vollkommenste Kirche zu Ehren der Gottesmutter namens »Notre-Dame«, um sie in nächster Zukunft zu vollenden. Zu Hause angekommen, getraute ich mich nicht, mit dem Meister über das Vorgefallene zu sprechen.

Gewiss wäre meinem Gedächtnis diese kleine Begebenheit aus der Jugend entglitten, wenn nicht viele Jahre später unglaubliche Geschehnisse in meiner Mutterstadt Köln, wohin ich auf mancherlei Umwegen, zweiundzwanzig Jahre alt, im Jahre des Herrn 1274 nach dem Tode des geliebten Meisters Arab zurückgekehrt bin, sie mir schmerzlich in Erinnerung gerufen hätten. Selbige bringe ich der Welt zur Kenntnis, auf dass ein jeder gewarnt sei vor dem sündigen Hochmüte, den diejenigen zur Schau tragen, die da meinen, über ihre Mitmenschen zu Gericht sitzen zu dürfen, anstatt, wie es gottgefällig wäre, dies dem obersten Richter zu der von ihm gewählten Stunde zu überlassen. Denn der Herr spricht: »Die Rache ist mein.«

Wer mich nun aber fragt, warum ich so viele Dinge darlege, die die Menschen eigentlich voreinander geheim halten, weil es sie nur im Zwiegespräch mit Gott und seinen Stellvertretern bei der heiligen Beichte zu erörtern gilt, so antworte ich, dass nämlich erst in jüngster Zeit gewisse Leute alle Barmherzigkeit fahren lassen und statt dessen meinen, den Lebenswandel anderer beurteilen zu dürfen, ganz so, als seien sie nicht selbst elende Sünder. Doch siehe, es steht geschrieben: »Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.«

So also bete ich, wie Bruder Thomas von Aquin zu beten mich gelehrt hat: Erhabener Schöpfer, du Quelle des Lichtes und der Weisheit und überragender Ursprung allen Seins, schenke durch deinen Segen meinem Reden Anmut, meinem Erkennen Scharfsinn, meinem Lernen Weite und meinem Auslegen Leichtigkeit, auf dass ich ohne Mühsal die dir wohlgefälligen Worte finde. Du, der du wahrer Gott und Mensch bist und der du lebest und herrschest in alle Ewigkeit. Amen.

»Ich mache mir Sorgen, Bruder Physikus«, sagte Bruder Paul, der Koch in unserem Konvent, der so dick war, dass der Versuch, sein speckiges Gesicht in Kummerfalten zu legen, unweigerlich fehlschlagen musste. Bruder Paul roch immer gut nach den Speisen, die er so meisterhaft zuzubereiten verstand, außer an Freitagen, an denen er um des Leiden Christi willen nicht umhin kam, nach ekelhaftem Fisch zu stinken. Ich war erst vor ein paar Tagen aus Sevilla nach Köln, den Ort meiner Geburt, zurückgekehrt, nachdem ich fast fünfzehn Jahre mit dem sarazenischen Gelehrten Averom, den ich, wie gesagt, ebenso liebevoll wie respektvoll meinen Meister Arab nannte, bis zu dessen Tod im Jahre des Herrn 1272 in aller Welt umhergezogen war und die Theologia ebenso wie die Medizin gelernt hatte. Im Kölner Kloster meines Ordens, den Predigern, war der altehrwürdige Bruder Physikus kürzlich verstorben und demgemäß konnte ich trotz meiner jungen Jahre seinen Platz einnehmen.

»Große Sorgen«, bekräftigte Bruder Paul mit quiekender Stimme. Da er nach wie vor nicht gesagt hatte, worum seine Sorgen sich drehten, schwieg ich und schaute ihn erwartungsvoll an. Bruder Paul hatte mich, als ich zur Terz auf dem Weg vom Spital zum Kreuzgang war, unweit der Küche abgefangen, aus der, wie es am heutige Tage nicht anders zu erwarten war, ein widerlicher Fischgeruch drang. Mir graute schon vor dem Mahle.

»Um Magister Albertus«, rückte Bruder Paul endlich mit der Sprache heraus. Magister Albertus war der älteste Bruder unseres Konvents, zählte über achtzig Jahre, ein bedeutender Wissenschaftler, vor dessen unsäglichen Geisteskräften mir Meister Arab die größte Hochachtung beigebracht hatte.

»Was fehlt dem ehrwürdigen Magister?«, fragte ich ein wenig spöttisch, weil ich Bruder Paul nicht für den Mann hielt, der medizinische Zusammenhänge verstand.

»Er wird heute wieder nichts essen, obgleich er bereits dermaßen ausgezehrt ist, dass es mich dauert«, sagte Bruder Paul, einfältig genug, um den Spott nicht zu bemerken. Die wasserblauen kleinen Schweinsäuglein füllten sich mit Tränen.

»Bei Menschen in diesem hohen Alter ist Dürreheit leider nicht selten«, belehrte ich Bruder Paul hochmütig. »Aber nun sage mir, warum du die sichere Vorhersage treffen kannst, dass Magister Albertus heute wieder nichts essen wird?«

»Aber es ist doch Freitag!«, jammerte Bruder Paul in hohem Tone und richtete die Augen flehentlich nach oben.

»Und Magister Albertus verweigert stets am Freitag, Speise zu sich zu nehmen?«, sagte ich.

»Ja«, quiekte Bruder Paul und schaute mich wieder an. »Es ist wegen des Fisches. Wenn er auch sonst alles vergisst, unser lieber Magister, so behält er doch, wie michel er den Fisch verabscheut. Ich kann mich anstrengen, wie ich will, aber selbst die schmackhaftesten Zubereitungen bringen ihn nicht dazu, auch nur einen einzigen Bissen vom Fisch zu kosten.«

»Wohl verständlich«, sagte ich. »Vor vielen Jahren hat der berühmte Bruder Petrus Venerabilis bemerkt, Fisch sei zum ... na ja ... Kotzen ...«

»Das hat ein Bruder gesagt? Das ist gotteslästerlich!«, rief Bruder Paul mit der ganzen Empörung, derer er fähig war.

»Nein, das ist wahr«, berichtigte ich ihn. »Und durch die Wahrheit lässt Gott sich nicht lästern. Wenn du also Magister Albertus etwas Gutes tun möchtest ...«

»Genau, das möchte' ich, bitte, bitte«, unterbrach Bruder Paul und klatschte freudig erregt, des Temperamentes halber aber ein wenig langsam mit den aufgeschwemmten Pranken, die er, aufgrund der kurzen Arme, kaum vor dem fetten Bauch übereinander brachte.

»... dann nimm eine Rohrdrommel, die wegen ihres Lebenswandels als Fisch zu gelten hat, wie unser Bruder Thomas von Aquin sagte, ein jüngst zum Herrn abberufener Magister aus Paris, der einst Schüler von Bruder Albertus war und bei dem ich die Ehre hatte, einige Monate hören zu dürfen, und bereite dieselbe wie einen Fasan mit einer Tunke aus Zucker und Senf zu.«

»Was wird Herr Wido dazu sagen!«, erschrak Bruder Paul und riss die Augen weit auf.

»Du brauchst da keine Angst zu haben, Bruder«, beruhigte

ich ihn und dachte daran, dass mein Meister Arab mich stets ermahnt hatte, nie Angst vor der Autorität von Menschen zu haben. »Herr Wido wird sich nicht getrauen, gegen das Wort des Bruders Thomas aus Aquin Einspruch zu erheben.«

»Gott stehe mir bei«, murmelte Bruder Paul. Er schlug ein Kreuz und wuchtete seinen Körper wieder in die Küche.

Als wir uns dann nach der Sext zur Mittagstafel begaben, stellte ich mit freudigem Staunen fest, dass nicht nur Magister Albertus, sondern wir alle uns an dem schmackhaften Federvieh laben konnten. Es duftete so herrlich, denn Bruder Paul hatte, meinem Rate folgend, jene Tunke aus Zucker und Senf bereitet, die ihresgleichen sucht.

»Was hast du mit dem Fisch gemacht?«, fragte ich Bruder Paul leise. »Der war doch, dem Gestanke nach zu urteilen, bereits fast fertig zubereitet.«

»Entsorgt«, antwortete er und strahlte hierbei über beide rosaroten Backen. Doch sein Grinsen erfror, als er den harten Blick unseres Abtes, des besagten Herrn Wido, spürte.

Herr Wido entstammte einer reichen Kaufmannsfamilie im Norden – er gab den Namen nicht preis, da er sich gegen ihren Willen zum Dienst an Jesus Christus berufen gefühlt hatte und in den Bettelorden eingetreten war, unterdessen sein Vater ihn als den ältesten Sohn zum Nachfolger in dessen Geschäft auserkor. Herr Wido musste es sich sogar gefallen lassen, dass der Vater ihn entführte und ein Jahr lang in Gefangenschaft hielt. Aber im Laufe des Jahres, das der Vater Herrn Wido unter Aufsicht gestellt hatte, ließ er sich nicht vom Glauben abbringen, und endlich fand der Vater sich bereit, ihn freizugeben. Dieses Ringen zwischen Vater und Sohn hatte vielerlei Spuren in Herrn Widos Seele und auch auf seinem Gesicht eingegraben: Da gab es die Härte um den schmalen Mund, die nötig ist, um der Gewalt zu widerstehen. Da gab es auch die Trauer in den dunkelbraunen Augen, die den Sohn kennzeichnet, wenn er dem Willen des Vaters entgegenhandelt. Vor allem aber gab es da ein großes Verständnis für die freie Entscheidung eines jeden Menschen, weil diese allein dem gottgegebenen Gewissen verpflichtet sei und darum von allen Christenmenschen mit

Würdigung behandelt werden müsse. Herr Wido war eher sich selbst als Anderen gegenüber unerbittlich und dies drückte sich in seinem starken Körper mit der kantigen Gestalt vorzüglich aus.

»Heureka! Lecker!«, freute sich hingegen Bruder Albertus. »Lässt uns unser Gedächtnis so michel im Stich? Uns war, als müsste heute Freitag sein.«

»Heute ist Freitag«, warf Herr Wido scharf ein, indem er das Wort »ist« betonte.

Magister Albertus ließ es sich, als habe er nichts gehört, geräuschvoll unter lautem Schlürfen und Rülpsen mit großem Genuss munden und alsbald eiferten ihm die anderen Brüder nach. Ausgesprochen gierig gingen, wie stets, die Novizen ans Werk, und mir fiel besonders einer auf, der den Namen Gerhard trug, weil seine Haltung doch sehr zu wünschen übrig ließ. Nur Herr Wido, der einzige, der würdevoll und aufrecht dasaß, rührte die Speise nicht an.

Bruder Paul wand sich unter dem Blick unseres Abtes und stammelte: »Es ist so, ehrwürdiger Vater, ich habe ... mit dem Bruder Johannes ... es ist so ... Bruder ... äh ...wie hieß er noch? ... bitte, Bruder Physikus, erkläre du, bitte ...«

»Gern, Bruder Paul«, sagte ich mit einem großen Bissen im Mund. Schnell nahm ich noch einen Schluck Wein, mit dem ich den Mund leer spülte. Um meinen Worten größeres Gewicht zu verleihen, stand ich auf. »Ehrwürdiger Vater, ehemdem hatte ich das Glück, bei Magister Thomas von Aquin, einem Schüler unseres verehrten Bruders Albertus, in Paris zu hören. Magister Thomas hat statuiert, dass die Rohrdrommeln ihrem Lebenswandel nach unter die Fische zählen und darum auch freitags um des Herrn willen durchaus zu genießen seien.«

Herr Wido entgegnete nichts, begann jedoch auch nicht zu speisen. Wir anderen aber verspürten gar wenig Neigung, uns dadurch in unserem Glücke beeinträchtigt zu sehen.

Ein Bruder – ich meine, es sei Willelmus gewesen – sagte in die Runde: »Beeilt euch, Brüder, es ist kundgetan worden, dass Bruder Emund von Regensburg auf dem Neumarkt noch vor der Non eine große Predigt halten wird.«

»Ein minderere Bruder!«, schmatzte Magister Albertus und verzog verächtlich den Mund. »Nehmt euch vor ihm in Acht und misstraut seinen Reden!«

Als sich einige Brüder erhoben, um zum Neumarkte aufzubrechen, wandte sich Herr Wido an mich: »Johannes, mein Sohn, bist du dir ganz sicher, dass Magister Thomas die Rohrdrommeln den Fischen gleichgestellt hat?«

»Ehrwürdiger Vater«, antwortete ich bestimmt, »ich bin mir nicht bloß sicher, sondern ich habe es mit eigenen Ohren vernommen.«

»Unser guter Thomas«, murmelte Bruder Albertus, der wohl das Gespräch mitbekommen hatte, »wir danken dir. Wir haben doch immer gewusst, wie unfassbar großen Geistes du bist!«

Wir drängten nun aus dem Saal und ich gewahrte noch, wie Herr Wido mit voller Freude in die übrig gebliebenen Reste griff, um sich nach Herzenslust zu sättigen.

Draußen war es sehr hell und wie immer, wenn ich aus dem Dunkel des Klosters trat, brauchten meine Augen eine Weile, bis sie sich daran gewöhnt hatten. Da wir uns nach Westen gen Neumarkt wenden mussten, schauten wir beständig in die grelle Sonne. Deren Wärme tat mir indessen wohl, denn die Klostermauern halten auch des Sommers eine Art klamme Kälte für ihre Bewohner bereit, die, wie mein Meister Arab zu tadeln pflegte, der Gesundheit allemal abträglich ist.

Es befanden sich, vom schönen Wetter begünstigt, gar viele Leute auf dem Neumarkt, denn Bruder Emund war bekannt dafür, eine kräftige, dem Volke überaus verständliche Sprache zu führen. Kannengießer, Schuster, Gerber, Leinweber und andere Handwerker hatten ebenso wie die Händler, die Fleisch, Fisch, Obst, Gemüse, Tücher oder Gewürze feilboten, die Gelegenheit genutzt, um ihre mühselige Arbeit zu unterbrechen. Bauern waren zusammen mit den Weibern, Mägden und Knechten vom Feld gekommen, und natürlich fehlten auch nicht das Bubenvolk und andere Müßiggänger, immer auf der Suche nach Unterhaltungen, um Gottes kostbare Zeit